

Stalins Briefe an Molotow.
1925-1936. Herausgegeben von Lars
T. Lih, Oleg Naumow und Oleg
Chlewnjuk. Mit einem Vorwort von
Robert C. Tucker, Berlin 1996,
292 S. (59,80 DM)

Im Dezember 1969 übergab der 79jährige Wjatscheslaw Molotow dem KPdSU-Archiv in Moskau 77 handschriftliche Briefe und Notizen Stalins. Die meisten stammten aus den Jahren 1925 bis 1930. Es war die Zeit der innerparteilichen Machtkämpfe, aus denen Stalin schließlich als Alleinherrscher hervorging. Molotow zählte zu den treuesten Mitstreitern des Diktators und sollte in dessen Windschatten eine steile Karriere machen. Zunächst als Regierungschef, dann für viele Jahre als Außenminister gehörte das Politbüromitglied bis zu seiner Entmachtung im Jahre 1957 der Partei- und Staatsführung an. Kein anderer enger Wegbegleiter Stalins aus der Anfangszeit hatte den großen Terror der dreißiger Jahre physisch und den Tod des Ziehvaters 1953 politisch überlebt.

Molotow, der 1986 im Alter von 96 Jahren starb, hatte Stalin bis zuletzt die Treue gehalten. So wird er manchen Brief, der nicht nur seinen Mentor sondern auch ihn, den Erfüllungshelfen, zu sehr kompromittierte, dem Parteiarchiv vorenthalten haben. Dies mag erklären, warum lediglich wenige, vergleichsweise belanglose Schreiben aus den Jahren 1931 bis 1936 stammen.

Doch wird der Quellenwert der Dokumentation dadurch keineswegs geschmälert. Der private Charakter der Korrespondenz macht die Briefe zu wichtigen Selbstzeugnissen des Diktators. Der schrieb die meisten Briefe in seiner Villa am Schwarzen Meer, wo er im Sommer und Herbst jedes Jahres viele Wochen und Monate zubrachte. Vielleicht suchte er dort »die Muße [...], über wichtige Staatsgeschäfte nachzudenken«, wie der amerikanische Stalinbiograph Robert C. Tucker in seinem Vorwort vermutet. Wahrscheinlicher ist vielmehr, daß es der häufig kränkelnde Stalin vorzog, die unterschiedlichen Gruppen innerhalb der Parteiführung aus der Ferne gegeneinander auszuspielen, statt sich im politischen Tagesgeschäft zu verschleißen und an-

greifbar zu machen. Molotow diente ihm dabei als williger Handlanger und Informant auf dem Moskauer Politikriegsschauplatz.

Die Briefe der Jahre 1925 bis 1927 zeigen Stalin als virtuosen Machtmenschen. Ihm kam zugute, daß innerhalb der zerstrittenen Parteiführung von einer politischen Kultur nicht zu sprechen war. Feind, Todfeind, Parteifreund! Stets gelang es Stalin, die Mehrheit des Politbüros dazu zu bewegen, die Minderheit nicht nur zu überstimmen, sondern politisch zu erledigen. 1925 half Kominternchef Sinowjew, Trotzki's Einfluß zu beschneiden. Ein Jahr später ging es ihm selbst an den Kragen. Als sich beide zur Vereinigten Opposition zusammenschlossen, kündigte Stalin Molotow im Juni 1926 an, »die Partei wird bald sowohl Trotzki als auch Grisca [Sinowjew] und Kamenew die Fresse polieren und Renegaten ... aus ihnen machen.« Stalin hielt Sinowjew's Fraktion zu diesem Zeitpunkt für weitaus gefährlicher als Trotzki, »weil sie: a) mit unseren Methoden besser vertraut ist als jede andere Gruppe, b) insgesamt stärker ist als andere Gruppen, denn sie hat das EKKI [i.e. die Führung der Kommunistischen Internationale], ... in der Hand, das eine ernstzunehmende Kraft darstellt, c) frecher als alle anderen Gruppen auftritt und damit den anderen Strömungen ein Beispiel für ›Kühnheit‹ und ›Entschlossenheit‹ gibt«.

Kurze Zeit später waren Stalins »linke« Widersacher aus dem Politbüro ausgeschlossen, wenn auch noch nicht endgültig geschlagen. Als diese sich im Sommer 1927 ein letztes Mal aufbäumen, schreibt Stalin voller Sorge und Verärgerung an Molotow: »Ich protestiere auf das Entschiedenste dagegen, daß die Kommission zur Anklage von Trotzki und Sinowjew zu einem Tribunal gegen das ZK und die Komintern gemacht wurde. Deren Spitze richtete sich gegen Stalin, der nicht in Moskau ist und dem man deshalb alles anhängen kann.« Erbittert kommentierte er: »Seltsam, wie einige Mitglieder der Zentralen Kontrollkommission abgetaucht sind. Wo war Sergo? Wo und warum hat er sich versteckt?« Stalins Vasallen konnten der alten Garde Lenins zu keinem Zeitpunkt das Wasser reichen. Und der Georgier wußte dies. Zwar gelang es ihm nun, Trotzki und Sinowjew ihrer letzten Positionen innerhalb der Parteihierarchie zu

entheben. Dennoch würden die gefallenen Parteiführer Zeit ihres Lebens immer dann eine Alternative zu Stalin darstellen, wenn dessen Politik auf Schwierigkeiten stieß.

Doch bevor er sich Mitte der dreißiger Jahre endgültig dieser Bedrohung entledigte, schaltete Stalin 1929/30 die letzten Kräfte innerhalb der Partei- und Staatsführung aus, die es wagten, seine Politik zu kritisieren. Um die notwendigen Devisen für die forcierte Industrialisierung der sowjetischen Wirtschaft zu erlangen, hatten Stalin und seine Getreuen Ende der zwanziger Jahre der Bauernschaft den offenen Krieg erklärt. Durch die Zwangskollektivierung hofften sie, den landwirtschaftlichen Ertrag und damit den Getreideexport zu steigern. (Stalin verlangte von Molotow, »mit aller Grausamkeit und Unerbittlichkeit auf die Durchführung der Beschlüsse des ZK« zu drängen.) Anfang 1930 stand das Riesenreich am Rande eines Bürgerkrieges. Die Zwangsmaßnahmen führten zu einem Niedergang der Landwirtschaft. Eine Hungersnot drohte. Die überstürzte Industrialisierung erwies sich als ruinös und wenig effektiv. Da gelang dem Verursacher des Debakels das Kunststück, ausgerechnet jene Kräfte innerhalb der Partei- und Staatsführung für die Krise verantwortlich zu machen, die als Realpolitiker zuvor gegen Stalins Politik vorsichtig opponiert hatten. Mit Bucharin, den Lenin einst den Liebling der Partei genannt hatte (Stalin: »ein durch und durch verrotteter Defätist und jämmerlicher Opportunist«), Tomski und Rykow entledigte sich Stalin nun auch der »Parteirechten«. Damals begann Stalins Bluttausch, dem wenige Jahre später auch ungezählte Parteimitglieder zum Opfer fallen sollten. Als im September 1930 der Geheimdienst zum wiederholten Male angebliche Wirtschaftssaboteure »entlarvte«, schrieb Stalin an Molotow: »Eine Woche später muß dann die Bekanntmachung der OGPU folgen, daß ALLE diese Kanailles erschossen worden sind. Sie müssen alle erschossen werden.«

Der Siedler Verlag ist mit der Publikation dieses Dokumentenbandes ein Wagnis eingegangen. Zweifellos bergen die von den russischen Mitherausgebern ausgezeichnet kommentierten und ausführlich eingeleiteten Stalinbriefe für die Forschung eine Fülle interessanter und neuer Fakten. Ein Zwang »zu

einer völlig unerwarteten Revision des bisherigen Geschichtsbildes« (so die Verlagswerbung) besteht jedoch keineswegs. Als Publikumsverlag wird Siedler mit diesem Band auch den historisch interessierten Laien ansprechen wollen. Dem kann das Buch nur halbherzig empfohlen werden. Es ist weniger der Umstand, daß die meisten Briefe allenfalls für den Spezialisten von Interesse sein dürften. Es ist vielmehr die sechzigseitige Einführung des amerikanischen Mitherausgebers Lars T. Lih, die viele fragwürdige Deutungen enthält. Offenbar ist Lih (laut Tucker »einer der führenden Fachleute im Westen für die zwanziger Jahre in der Sowjetunion«) der noch posthum wirkenden Macht seines Untersuchungsgegenstandes erlegen. Es ist unbegreiflich, wie man nach der Lektüre der Stalin-Briefe zu dem Ergebnis kommen kann, »daß Stalins Selbstbild als einem engagierten, gewissenhaften Führer nicht völlig unbegründet« ist, daß dieser »in der Tat sehr hart« gearbeitet habe, um die »vertracktesten Probleme« zu lösen. Wie man Stalins »Führungsqualitäten« »beeindruckend« finden, ihm sogar »Aufrichtigkeit« zusprechen kann, um dann einige Zeilen weiter zu konstatieren, die Briefe würden Robert V. Daniels Einschätzung Stalins aus dem Jahre 1962 »eindrucksvoll« bestätigen, dieser sei »ein ängstlicher, starrer, zwanghafter, aggressiver Geist« gewesen, bleibt allein Lih's Geheimnis.

Ein Beispiel für Stalins Antworten auf »vertrackte« Probleme findet sich in einem Schreiben aus dem Hungerjahr 1930. Darin ging es um die Frage, wie die geplante militärische Aufrüstung der Sowjetunion finanziert werden könne. Stalin: »Meiner Meinung nach müssen wir die Wodkaproduktion (so weit wie möglich) erhöhen. Wir müssen die falsche Scham abwerfen, direkt und offen eine maximale Erhöhung der Wodkaproduktion anstreben, um eine wirklich solide Verteidigung unseres Landes gewährleisten zu können.«

ULRICH MÄHLERT

Hanna Behrend/Isolde Neubert-Köpsel/Stefan Lieske:

Rückblick aus dem Jahr 2000 –
Was haben Gesellschaftsutopien
uns gebracht? Auf der Suche
nach der verlorenen Zukunft.

Schriftenreihe hrsg. von

Hanna Behrend, Bd. 4.

trafo verlag dr. wolfgang weist Berlin
1997, 157 S.

Im Hauptteil von Bd. 4 der Schriftenreihe widmet sich Hanna Behrend – eine ausgewiesene Kennerin der englischen und amerikanischen Literatur und Geschichte – drei utopischen Romanen aus den Jahren 1888, 1890 und 1915 (S. 11-28). Es handelt sich um »Looking backward 2000-1887« von Edward Bellamy (1850-1898), um »News from Nowhere« von William Morris (1834-1896) und um »Herland« von Charlotte Gilman Perkins (1860-1935). B.'s Anliegen ist es, damit die Rolle von Utopien als progressivem Bestandteil der Menschheitskultur für die Gegenwart zu unterstreichen.

Nach Darlegungen über heutige Bewertungen von Utopien und Dystopien charakterisiert B. treffend das Spezifische und das Gemeinsame der drei Utopien, eingebettet in die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Entstehung und die subjektiven Erfahrungen der AutorInnen.

Bellamy urteilt vom Standpunkt eines Philanthropen, der durch Streiks der Arbeiter die bestehende Gesellschaft gefährdet sieht und eine Veränderung durch Einsicht der Herrschenden erwartet. Zum historischen Subjekt wählt er sozial gesinnte amerikanische Patrioten.¹ Morris urteilt aus seinem Engagement in der englischen Arbeiterbewegung. Bei ihm ist die Arbeiterklasse das historische Subjekt. Eine so detaillierte Schilderung eines Bürgerkriegs zwischen Arbeiterklasse und Besitzenden – verursacht durch die Gewalt der Herrschenden, infolgedessen in einem länger währenden Prozeß die Werk tätigen siegen – findet sich m.W. zu jener Zeit sonst nirgends in Schriften von Sozialisten. Gilman sieht aus der Gedankenwelt der amerikanischen Frauenbewegung heraus in den Frauen das Subjekt

der Zukunft. »Herland« ist eine von der Außenwelt abgeschirmte Gesellschaft, in der nur Frauen leben und deren Fortpflanzung durch den Wunsch nach einem Kind erfolgt. Gilman träumt von einer Gesellschaft vollkommener Menschen beiderlei Geschlechts, zu deren Entfaltung Frauen besonders befähigt seien.

Die Konfrontation zwischen Gegenwart und Zukunft wird in allen drei Romanen dadurch gestaltet, daß in der »Zivilisation« lebende Fremde in eine anders gestaltete Welt geraten.

Ihre utopischen Vorstellungen gewinnen die AutorInnen nicht aus dem luftleeren Raum. Sie kennen die Ideen utopischer Sozialisten. Auch erschien Bebel's Buch »Die Frau und der Sozialismus«, in der er seine Vorstellungen einer zukünftigen Gesellschaft unterbreitete, 1887 in englischer Übersetzung. Morris wie Gilman kannten Bellamys Darlegungen. Gilman wirkte zeitweise an einer von Bellamy herausgegebenen Zeitschrift mit. Morris wurde unmittelbar durch »Looking backward« zu seinem »Anti-Bellamy« herausgefordert.² Alle drei teilen trotz wesentlicher Unterschiede ihrer Utopien damals allgemein unter Gegnern des Kapitalismus anerkannte Prinzipien einer neuen Gesellschaft: Eigentum an Produktionsmitteln in Verwaltung der Gemeinschaft; eine auf den Wohlstand der Menschen ausgerichtete Produktion, ohne Konkurrenz und Profitstreben; von Ausbeutung befreite Arbeit nach freier Wahl, die eine Lust ist; Abschaffung des Staates als Unterdrückungsapparat; Freiheit und Gleichheit der Individuen; Befreiung der Frau von jeglicher Unterdrückung; Kinder nach Wunsch als Glück der Mutter und der Gemeinschaft; eine Welt des Friedens, in der alle die Freuden des Lebens genießen.

Bei der jeweiligen Romananalyse würde ich mir die Angaben zur Entstehung des betreffenden Werks geschlossener und an den Beginn gesetzt wünschen. Deutschsprachigen zeitgenössischen Ausgaben seitens der Arbeiterbewegung nachzugehen hätte B.'s Anliegen, die Rolle von Utopien im Ringen um die Veränderung der Welt hervorzuheben, gewiß noch unterstrichen. Auch ließe sich dieser oder jener Akzent stärker betonen. So würde ich bei Bellamy die Rolle der Frau nicht ganz

so abwertend sehen. Immerhin billigt er zu, daß den Frauen »in der Produktion« nun »eine Unmenge Berufe« offenstehen, die früher nur Männern vorbehalten waren. Speziell für Arbeiter ausgewählt, enthielt die von Max Schippel herausgegebene »Berliner Arbeiterbibliothek« in ihrem 1. Heft 1889 einen knappen Auszug aus dem umfangreichen Werk.³ Bei Morton besticht die Betonung der Freiheit des Individuums unter Wahrung der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft, die ich angesichts der Erfahrungen mit dem »realen Sozialismus« stärker betonten würde. Auch sind Gesichtspunkte der Ökologie bei ihm m. E. am ausgeprägtesten. Dieser Roman wurde 1900 unter dem Titel »Kunde von Nirgendwo« von Wilhelm Liebknecht in Deutsch herausgegeben, zum größten Teil von seiner Frau Natalie übersetzt. Das Werk erschien in der politisch-satirischen Zeitschrift »Der wahre Jacob« und in Buchform⁴. Im Abschnitt »Herland« bezieht B. weitere Romane und Schriften der Verfasserin ein, besonders deren wissenschaftliches Hauptwerk »Women and Economics«, das in Deutsch den inhaltlich treffenden Titel trägt »Mann und Frau. Die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der sozialen Entwicklung«. So berechtigt das ist, wird »Herland« aber zu stark an den Rand gedrängt. Dieser Roman, in der von Gilman herausgegebenen Zeitschrift »The Forerunner« 1915 publiziert, erschien in Buchform erst durch die feministische Bewegung der letzten Jahrzehnte, in Deutsch 1980, bis 1994 immerhin im 83. Tausend gedruckt.⁵

Der Untersuchung angefügt sind zwei Exkurse zur Bewertung einer gesamtgesellschaftlichen Utopie unter heutigen Bedingungen. Isolde Neubert-Köpsel widmet sich der »Bedeutung postmoderner Theorieaspekte in der feministischen/weiblichen Utopiedebatte« (S. 129-146). Unter diesem Gesichtspunkt analysiert sie englischsprachige Literatur – in der stilistischen Gestaltung nicht gerade leicht verständlich. Stephan Lieske unterbreitet »Einige Notizen zu Ernst Blochs Utopiekonzeption« (S. 147-157). Blochs Erweiterung des Utopiebegriffs gegenüber dem von Marx und gegenüber Auffassungen von Philosophen in der DDR rege dazu an, die »utopische Substanz« in der Gegenwart aufzufinden,

Utopie als geschichtstreibende Kraft, als Hoffnung auf sozialen Wandel zu begreifen, auch wenn dieser in der Gegenwart nicht vordergründig zu erkennen ist. Damit wird das Gesamtanliegen des Bandes nochmals unterstrichen.

URSULA HERRMANN

Anmerkungen

- 1 Karl Kautsky bezeichnete diese Vorstellungen in einer Rezension in der »Neuen Zeit« als »Philistertum«. Siehe K.K.: Der jüngste Zukunftsroman. In: Die Neue Zeit, 1889, H. 6, S. 268-276. Siehe auch August Bebels Bemerkungen zu Bellamy in seiner Rezension zu Bertha von Suttners Buch »Das Maschinenalter«. In: August Bebel: Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 2/1, S. 7/8.
- 2 Zunächst wandte sich Morris in einer Rezension gegen Bellamys Vorstellung von der Umgestaltung der kapitalistischen Gesellschaft und gegen eine neue Welt, die auf der ständigen Fortentwicklung der Maschinerie basiere. Dann propagierte er seine Ideen in einer Artikelreihe im »Commonweal« ab März 1889. Die Endfassung seines Romans, zunächst 1890 als Folge in der Zeitschrift »Clarion« erschienen, kam 1892 in Buchform heraus.
- 3 Die Schrift trug den Titel »Ein sozialistischer Roman«. Weitere Auflagen erschienen 1893 und 1894. Zitate dort S. 24
- 4 William Morris: Kunde von Nirgendwo. Ein utopischer Roman. Hrsg. von Wilhelm Liebknecht. Illustriert von H. G. Jentsch, Stuttgart 1900, Verlag von J.H.W. Dietz Nachf.
- 5 Charlotte Perkins Gilman: Herland. Deutsch von Sabine Wilhelm. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek b. Hamburg, 185 S.